

PATRICK DENNIS

Darling, ich bin deine Tante Mame!



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Als der Vater des kleinen Patrick stirbt, steht der zehnjährige Junge plötzlich ganz allein auf der Welt. Das heißt, so allein auch wieder nicht. Denn in New York lebt eine exzentrische Tante des Kleinen, von der ihn sein Vater stets ferngehalten hatte. Nun soll sich ausgerechnet jene Tante Mame um Patrick kümmern, und die bezaubernde junge Frau mit dem eigenwilligen Lebenswandel und den unorthodoxen Freunden stürzt sich mit Feuereifer auf die Erziehung ihres Neffen. Als Erstes bringt sie dessen Wortschatz auf Vordermann, denn wie will man in der glamourösen New Yorker Boheme der Zwanziger- und Dreißigerjahre bestehen, wenn man Daiquiri, nymphoman oder Ödipuskomplex nicht buchstabieren kann? Dann meldet sie Patrick in einer Schule an, deren Methoden als der letzte Schrei gelten. Tische und Stühle gibt es dort zwar nicht, dafür Gesprächskreise zur wechselseitigen Traumdeutung und rohe Möhren zu Mittag. Aber auch anderswo lässt sich fürs Leben lernen, beispielsweise im Theater – zumal wenn Tante Mame mit ihrer besten Freundin Vera Charles die Bühne unsicher macht ...

Durch Mames verrückte Ideen und muntere Eskapaden gerät Patrick im Laufe der Jahre immer wieder in die haarsträubendsten Situationen. Aber er erfährt dabei auch, wie wunderbar, aufregend und absolut himmlisch das Leben sein kann.

Autor

Edward Everett Tanner III (1921-1976), alias Patrick Dennis, war von 1950 bis 1960 einer der meistgelesenen Autoren Amerikas. Fast alle seiner sechzehn Romane waren Bestseller, darunter auch der Kulterfolg »Darling, ich bin deine Mame!«, Vorbild für ein Theaterstück, ein Musical und einen großen Hollywoodfilm. Tanner war eine schillernde Figur und eine Berühmtheit in der New Yorker Boheme. Anfang der siebziger Jahre, seine Laufbahn als Schriftsteller war beendet und seine finanzielle Situation angespannt, begann die vielleicht ungewöhnlichste Phase seines exzentrischen Lebens: Er wurde mustergültiger Butler in Familien aus der Oberschicht in West Palm Beach und Chicago.

Patrick Dennis

Darling,
ich bin deine
Tante Mame!

Roman

Aus dem Amerikanischen
neu übersetzt von Thomas Stegers

Mit einer Betrachtung
zu Patrick Dennis
von Paul Rudnick
und einem Nachwort
von Michael Tanner

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 1955 unter dem Titel
»Auntie Mame – an Irreverant Escapade«
bei Vanguard Press, New York

Auf Deutsch erschien der Roman erstmals 1957
unter dem Titel »Die tolle Tante« im Sanssouci Verlag, Zürich.

Die vorliegende Neuübersetzung erschien erstmals 2004
als Taschenbuch im Wilhelm Goldmann Verlag
unter dem Titel »Tante Mame« (Goldmann-Taschenbuch 45463)



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2012

Copyright © der Originalausgabe

1955 by Patrick Dennis, renewed by the Tanner family

Introduction Copyright © Paul Rudnick

Afterword copyright © 2001 by Michael Tanner

Published by arrangement with Broadway,
a Division of Random House, Inc., New York

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,
unter Verwendung der Umschlaggestaltung
der Agentur R•M•E, Roland Eschlbeck/Ruth Botzenhardt

Umschlagillustration: © Edwin Fotheringham

Redaktion: Martina Klüver

AB · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-47774-6

www.goldmann-verlag.de

Gewidmet
den miserabelsten Maschineschreiberinnen
von New York – V. K. und Mme. A

Inhalt

1. Tante Mame und der Waisenknabe	9
2. Tante Mame und die Kinderstunde	30
3. Tante Mame im Tempel des Mammon	60
4. Tante Mame und die Südstaatenschönheit . . .	93
5. Tante Mame und die Literatur	134
6. Tante Mame, die barmherzige Schwester	176
7. Tante Mame an der Eliteuniversität	218
8. Tante Mame und meine geplatzte Verlobung .	257
9. Tante Mame an der Heimatfront	303
10. Tante Mames goldener Sommer	338
11. Tante Mame: Auf ein Neues	386
Paul Rudnick: Patrick Dennis	400
Michael Tanner: Nachwort	408

I. Kapitel

Tante Mame und der Waisenknabe

Den ganzen Tag über hat es geregnet. An sich macht mir Regen nichts aus, aber ausgerechnet für heute hatte ich versprochen, die Fliegengitter anzubringen und mit meinem Kind an den Strand zu gehen. Außerdem hatte ich mir vorgenommen, in dem Keller, den der Immobilienmakler als »Hobbyraum« bezeichnet hatte, ein paar schnörkelige Schablonenmuster an die Wände zu pinseln und mit dem Ausbau jenes Raums unter dem Dach anzufangen, den der Immobilienmakler als »Mansarde im Rohbau« bezeichnet hatte, »ideal geeignet als Gästezimmer, Spielzimmer, Atelier oder gemütliche Bude«.

Irgendwie wurde ich gleich nach dem Frühstück abgelenkt.

Es fing an mit einer alten Nummer des *Reader's Digest*, einer Zeitschrift, die ich selten lese. Ich brauche das nicht, weil ich jeden Morgen im 7:15-Uhr-Zug und jeden Abend im 8:03-Uhr-Zug die Leute über sämtliche Artikel reden höre. In Verdant Greens, einer Ortschaft, die aus zweihundert Häusern besteht, in vier verschiedenen Baustilen, schwört man allgemein auf den *Digest*, ja, man spricht über nichts anderes.

Die Zeitschrift übt jedoch auch auf mich diese sozusagen halsverrenkende Faszination aus. Geradezu ge-

gen meinen Willen las ich etwas über die Gewalt an unseren Schulen, die Freuden der natürlichen Geburt, darüber, wie es einem Städtchen in Oregon gelang, einen Drogenring zu zerschlagen, und ich las etwas über jemanden, den ein berühmter Schriftsteller – ich habe vergessen, wer – für die außergewöhnlichste Persönlichkeit hält, die er je kennen gelernt hat, für einen Menschen, den man nicht vergisst.

Das machte mich stutzig.

Ein Mensch, den man nicht vergisst? Wen konnte dieser Schriftsteller schon kennen gelernt haben? Er hatte keine Ahnung, was das Wort Persönlichkeit überhaupt bedeutet. Woher auch? Er war ja meiner Tante Mame nie begegnet. Dennoch gab es bestimmte Parallelen zwischen seiner unvergesslichen Persönlichkeit und meiner. Seine unvergessliche Persönlichkeit war eine reizende kleine alte Jungfer, die in einem reizenden kleinen Schindelhaus in Neuengland wohnte und eines Morgens die reizende kleine, grüne Haustür aufmachte, in der Hoffnung, draußen den *Hartford Courant* vorzufinden, und stattdessen einen reizenden kleinen Weidenkorb und darin einen reizenden kleinen Jungen fand. In dem Moment ließ ich den *Digest* sinken und dachte an die reizende kleine Dame, die mich aufgezogen hatte.

1928 erlitt mein Vater einen leichten Herzinfarkt und war für einige Tage ans Bett gefesselt. Neben den Schmerzen in der Brust entwickelte er ein gewisses kosmisches Bewusstsein. Sein Instinkt sagte ihm, dass er nicht bis in alle Ewigkeit leben würde. Da er nichts Besseres zu tun hatte, rief er seine Sekretärin an und diktierte ihr telefonisch sein Testament. Die Sekretärin

tippte ein Original mit vier Durchschlägen, setzte ihren Topfhut auf und fuhr mit einem Yellow Cab in das Edgewater Beach Hotel, um sich die Unterschrift meines Vaters zu holen.

Das Testament war sehr kurz und sehr originell. Es lautete:

Im Falle meines Todes gehen alle meine irdischen Güter in den Besitz meines einzigen Kindes Patrick über. Sollte ich vor seinem achtzehnten Geburtstag sterben, bestimme ich hiermit meine Schwester Mame Dennis, wohnhaft Beekman Place 3, New York City, zu Patricks rechtmäßigem Vormund.

Er soll als Protestant erzogen werden und konservative Schulen besuchen. Mame wird verstehen, was ich damit meine. Alles Barvermögen und alle Wertpapiere, die ich hinterlasse, sollen von der Knickerbocker Trust Company, New York City, verwaltet werden. Nicht zuletzt Mame wird einsehen, dass das eine vernünftige Entscheidung ist. Andererseits erwarte ich auch nicht, dass sie sich wegen der Erziehung meines Sohnes ruiniert. Monatlich hat sie Rechnungen für Kost und Logis, Kleidung, Ausbildung, Arztbesuche etc. meines Sohnes vorzulegen. Jedoch bleibt der Trust Company das Recht vorbehalten, jeden Posten, der ungewöhnlich oder *exzentrisch* erscheint, in Frage zu stellen, bevor sie meiner Schwester die Kosten erstattet.

Darüber hinaus vermache ich fünftausend Dollar (\$ 5000) unserem treuen Dienstmädchen Norah Muldonn, damit sie sich an dem Ort in Irland, von dem sie immer gesprochen hat, wohl versorgt zur Ruhe setzen kann.

Norah rief mich vom Spielplatz herein ins Haus, und mit zitternder Stimme las mir mein Vater sein Testament vor. Er sagte, meine Tante Mame sei eine *eigentümliche* Frau, und in ihren Fängen zu sein, wünsche er keinem Hund, aber in der Not dürfe man nicht wählerisch sein, und Tante Mame sei meine einzige Verwandte. Die Sekretärin und der Zimmerkellner bezeugten das Testament.

In der Woche darauf hatte mein Vater vergessen, dass er krank war, und spielte Golf. Ein Jahr später fiel er in der Dampfsauna des Chicago Athletic Club tot um, und ich war Waise.

Von der Beerdigung meines Vaters ist mir nicht viel in Erinnerung geblieben, außer dass es sehr heiß war und in den Blumenhaltern der Pierce-Arrow-Limousine des Bestattungsunternehmers echte Rosen steckten. Der Trauerzug setzte sich zusammen aus einigen großen, kräftigen Herren, die immerzu davon murmelten, dass sie mindestens neun Löcher schaffen wollten, wenn das hier erst mal vorbei sei, und natürlich aus Norah und mir.

Norah weinte viel. Ich nicht. In den ganzen zehn Jahren hatte ich kaum ein Wort mit meinem Vater gewechselt. Wir sahen uns nur beim Frühstück, das für ihn aus schwarzem Kaffee, Bromo-Selzer und der *Chicago Tribune* bestand. Wenn ich doch einmal etwas sagte, hielt er sich den Kopf und ermahnte mich: »Halt die Luft an, Junge, dein alter Herr hat einen Kater«, was ich nie verstand, erst einige Jahre nach seinem Tod. Jedes Jahr zu meinem Geburtstag schickte er Norah und mich zur Vormittagsvorstellung, irgendeine harmlose Unterhaltungsshow mit Joe Cook oder Fred Stone, oder zum Sells-Floto-Circus. Einmal lud er mich zum Essen ein,

in ein Restaurant, das sich Casa de Alex nannte, zusammen mit einer schönen Frau, die Lucille hieß. Sie sagte »meine Süßen« zu uns beiden und roch sehr gut. Ich mochte sie gern. Sonst bekam ich ihn kaum zu Gesicht. Ich verbrachte meine Zeit in der Humanistischen Höheren Lehranstalt für Knaben in Chicago oder spielte mit den anderen Kindern, die in dem Hotel wohnten, unter Aufsicht. Manchmal tobte ich auch ganz einfach nur mit Norah in der Hotelsuite herum.

Nachdem er zur letzten Ruhe gebettet worden war, wie Norah sich ausdrückte, begaben sich die großen kräftigen Herren zum Golfplatz, und die Limousine brachte uns zurück ins Edgewater Beach. Norah setzte ihren schwarzen Hut und ihren Schleier ab und sagte mir, ich könnte meinen Serge-Anzug ablegen. Der Partner meines Vaters, Mr. Gilbert, und noch ein anderer Gentleman würden gleich kommen, und ich sollte hierbleiben, weil ich einige Schriftstücke zu unterzeichnen hätte.

Ich ging in mein Zimmer und übte auf dem Briefpapier des Hotels meine Unterschrift, und sehr bald tauchten Mr. Gilbert und der andere Mann auf. Ich hörte sie mit Norah reden, aber ich verstand nicht viel von dem, was da besprochen wurde.

Norah weinte ein bisschen und sagte irgendetwas von einem lieben, herzensguten Herrn, der gerade erst unter der Erde sei und allzu großzügig. Der Fremde sagte, sein Name sei Babcock, und er sei mein Treuhänder, was ich höchst spannend fand, denn Norah und ich hatten gerade einen Film gesehen, in dem ein ehrlicher Häftling während einer Gefangenenrevolte die Tochter des Direktors rettet und dieser sie ihm dafür zur Frau gibt; »zu treuen Händen«, wie es hieß. Mr. Bab-

cock sprach von einem sehr ungewöhnlichen, jedoch wasserdichten Testament.

Norah sagte, sie verstehe nichts von Gelddingen, aber die genannte Summe sei bestimmt sehr viel Geld.

Mr. Gilbert sagte, »der Junge« solle diesen Scheck im Beisein des Vertreters der Trust Company indossieren, und er müsse notariell beglaubigt werden, und dann sei die ganze Transaktion erledigt. Für mich hörte sich das alles irgendwie unheimlich an. Mr. Babcock sagte, hm, ja, das stimme.

Norah weinte wieder und sagte, so ein großes Vermögen für so einen kleinen Jungen, und der Treuhänder sagte, ja, es sei eine stattliche Summe, andererseits, er habe auch Leute wie die Wilmerdings und die Goulds betreut, die *richtig* Geld hätten.

Wenn es gar nicht um richtiges Geld ging, fand ich, wurde hier ein ziemliches Brimborium veranstaltet.

Dann trat Norah in mein Zimmer und sagte, ich solle kommen und Mr. Gilbert und dem anderen Gentleman die Hand schütteln wie »ein großer Junge«. Ich gehorchte. Mr. Gilbert sagte, ich nähme es »wie ein guter Soldat«, und Mr. Babcock, der Treuhänder, sagte, er hätte einen Jungen zu Hause in Scarsdale, der sei in meinem Alter, und er hoffe, wir würden einmal »dicke Freunde« werden.

Mr. Gilbert griff zum Telefon und bat, man möge nach einem Notar schicken. Ich unterschrieb zwei Papiere. Der Notar murmelte irgendetwas vor sich hin und stempelte die zwei Papiere ab. Mr. Gilbert sagte, damit sei das erledigt, und er müsse sich sputen, wenn er noch nach Winnetka kommen wolle. Mr. Babcock sagte, er wohne im University Club, und falls Norah noch etwas von ihm wolle, könne sie ihn dort erreichen. Wir schüt-

telten uns noch mal die Hand, und Mr. Gilbert wiederholte, ich sei ein »guter Soldat«. Dann setzten sie ihre Strohhüte auf und gingen.

Als wir beide allein waren, sagte Norah, ich sei ein braves Kind, was ich davon hielte, wenn wir jetzt hinunter in den Marine Room gingen und lecker zu Abend äßen und uns anschließend einen Vitaphone-Tonfilm ansähen.

Damit war mein Vater endgültig gestorben.

Ich hatte nicht viel Gepäck. Unsere Hotelsuite bestand aus einem großen Wohnzimmer und drei Schlafzimmern, die Möbel stellte das Edgewater Beach Hotel. Die einzigen Nippsachen, die mein Vater besaß, waren ein Paar silberne Herrenfrisierbürsten und zwei Fotografien. »Hat gelebt wie ein Zigeuner, dein Vater«, sagte Norah.

So sehr gewöhnt hatte ich mich an die beiden Fotos, dass ich sie nie beachtet hatte. Eines zeigte meine Mutter, die bei meiner Geburt gestorben war. Das andere Foto stellte eine Frau mit blitzenden Augen dar, mit einem Schultertuch aus spanischer Spitze und einer Rose hinterm Ohr. »Ganz die Italienerin, wie die aussieht«, sagte Norah. Das war meine Tante Mame.

Norah und Mr. Babcock gingen die persönliche Habe meines Vaters durch. Er nahm alle Dokumente an sich, die goldene Uhr und die Perlenmanschettenknöpfe meines Vaters sowie den Schmuck, der meiner Mutter gehört hatte, um ihn so lange aufzubewahren, bis ich alt genug war, dass ich »etwas damit anfangen« konnte. Die Anzüge meines Vaters bekam der Zimmerkellner. Seine Golfschläger, mein Spielzeug und meine alten Bücher gingen an die Wohlfahrt. Dann nahm Norah die

Bilder von meiner Mutter und von Tante Mame aus den Rahmen und schnitt sie zurecht, dass sie in meine Gesäßtasche passten. »Damit du das Antlitz deiner Lieben immer an deinem Herzen trägst«, erklärte sie.

Es war alles getan. Bei Carson, Pirie, Scott's kaufte Norah mir einen Traueranzug aus leichtem Tuch und für sich einen ausladenden Hut. Mr. Gilbert und »die Firma« trafen alle Vorkehrungen für unsere Reise nach New York. Am dreizehnten Juni waren wir startbereit.

An den Tag unserer Abreise aus Chicago erinnere ich mich deswegen, weil ich noch nie so spät aufbleiben durfte. Die Hotelangestellten veranstalteten eine Sammlung und schenkten Norah einen maßgearbeiteten Reisekoffer aus Krokodilleder, einen Rosenkranz aus Malachitperlen und einen großen Strauß American-Beauty-Rosen. Ich bekam ein Buch, *Bibelgestalten, die jedes Kind kennen sollte – Altes Testament*. Norah führte mich durchs Haus, damit ich mich von allen Kindern verabschiedete, die im Hotel wohnten, und um sieben Uhr brachte der Zimmerservice – mit den besten Wünschen vom Koch – unser Essen hoch, das aus drei verschiedenen Desserts bestand. Um neun Uhr bat Norah mich, mir noch einmal Gesicht und Hände zu waschen, bürstete meinen neuen Traueranzug ab, steckte eine Sankt-Christopherus-Nadel an meine Unterhose, weinte, setzte ihren neuen Hut auf, weinte, nahm eine letzte kurze Inspektion des Zimmers vor, weinte und nahm in dem Hotelbus Platz.

Es war nicht schwer zu erkennen, dass eine Fahrt im Luxusreisezug für Norah genauso ungewohnt war wie für mich. Verschüchtert bewegte sie sich in unserem Abteil, und als ich den Wasserhahn am Waschbecken aufdrehte, kreischte sie kurz auf. Sie las mir alle Warnschilder

laut vor, ermahnte mich, dem elektrischen Ventilator nicht zu nahe zu kommen und die Toilettenspülung nicht zu betätigen, bevor der Zug losfuhr. Das Beste sei es, die Toilette überhaupt nicht zu benutzen, führte sie aus – wer weiß, wer vorher darauf gesessen hätte.

Wir hatten einen kleinen Streit darüber, wer in der oberen Koje schlafen sollte. Ich wollte gerne, aber Norah war unerbittlich. Als sie beim Erklimmen des oberen Etagenbettes beinahe gestürzt wäre, freute ich mich hämisch, aber sie meinte, lieber würde sie zu Grunde gehen, als nach einer Leiter zu läuten und sich dem schwarzen Mann in ihrem Nachthemd zu zeigen. Um zehn Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, und ich lag in meiner Koje und sah zu, wie die Lichter der South Side vor meinem Fenster vorbeiglitten. Ich war eingeschlafen, noch ehe wir Englewood Station erreicht hatten, es war das Letzte, was ich von Chicago zu Gesicht bekam.

Es war schon ziemlich aufregend, sein Frühstück einzunehmen, während der schwere New-York-Central-Zug durch die Lande raste. Norah hatte ihre Ehrfurcht vor dem Reisen mit dem Zug verloren und unterhielt sich angeregt mit dem farbigen Speisewagensteward.

»Ja«, sagte Norah, »seit dreißig Jahren lebe ich in diesem Land. War noch ein Mädchen, als ich rübergekommen bin, über den großen Teich, und ganz schön grün hinter den Ohren. Bin dann – habe dann meine erste Stellung in Boston, Massachusetts, angetreten, das war in der Commonwealth Avenue – liebe Güte, wenn ich an die Treppe in dem Haus denke! –, da war die Mutter dieses Jungen noch ein kleines Mädchen. Dann hat sie geheiratet, und sie hat mich mitgenommen, bis nach Chicago, so weit. Herrjemine, hatte ich eine Angst! Hab

ernsthaft damit gerechnet, dass uns Indianer überfallen. Iss schön deine Eier auf, mein Schatz«, sagte sie zu mir.

»Zuerst starb sie«, fuhr Norah fort, »und ich blieb, um mich um das Kind zu kümmern. Dann verschied Mister Dennis. Klapp, einfach so, im Sport-Klub. Und nun habe ich die traurige Pflicht, diesen armen kleinen Jungen zu seiner Tante Mame nach New York zu bringen. Stellen Sie sich vor, erst zehn Jahre alt, und haben tut er weder Vater noch Mutter.« Norah tupfte sich die Augen.

Der Steward sagte, ich sei sehr tapfer.

»Zeig ihm die Fotografie von deiner Tante Mame, mein Schatz«, sagte Norah. Es war mir peinlich, aber ich fasste in meine Gesäßtasche und zog das an Carmen erinnernde Bild meiner Tante hervor.

»Sagen Sie, ist Beekman Place ein anständiges Viertel, in dem ein Kind aufwachsen kann? Der Junge kennt nur das Beste.«

»Oh ja, Ma'am«, sagte der Steward, »eine sehr anständige Gegend. Mein Vetter hat eine Stellung am Beekman Place. Da wohnen fast nur Millionäre.«

Von ihrem gesellschaftlichen Erfolg beim Personal des New York Central angespornt, bestellte Norah noch eine Tasse Tee und bedachte die anderen Passagiere fortan mit herablassender Miene.

Den Rest des Vormittags verbrachten wir in unserem Abteil, das sich auf mysteriöse Weise von einem Schlafzimmer in eine Art Wohnzimmer verwandelt hatte. Norah betete ihren Rosenkranz und fing dann mit ihrer Häkelarbeit an. Nach dem Frühstück hatte sie es fertiggebracht, sich sowohl vor dem Schlafwagenschaffner als auch dem Zugschaffner mit zunehmendem Hochmut darüber zu verbreiten, was für ein sagenhaft bemittelter kleiner Junge ich sei – »genau wie dieser König Soundso

von Ruhm Änien oder so« –, der bei seiner Tante Mame wohnen werde, einer geheimnisvollen Frau mit Geld, die in einem Marmorpalais am Beekman Place logiere.

Es war sechs Uhr, als wir im Bahnhof Grand Central einfuhren. Trotz ihres affektierten Salonwagengetues von eben geriet Norah in dem Gedränge auf dem Bahnsteig unweigerlich in Angst und Panik.

»Gib mir deine Hand, Paddy«, kreischte sie, »und geh mir um Himmels willen nicht verloren in dieser ...« Der Rest der Warnung ging im Lärm unter. Mit der einen Hand an mich geklammert, die andere gegen die Geldbörse in ihrem Korsett gepresst, focht sie einen verlorenen Kampf gegen einen Mann mit roter Schirmmütze, der, ihre Proteste ignorierend, unser gesamtes Gepäck auf einen Handkarren warf und damit abzog. Norah und ich kamen im Laufschrift hinterher.

Nicht, dass er vorgehabt hätte, unsere Habe zu stehlen. Er rief vielmehr ein Taxi herbei und warf erneut unser Gepäck, diesmal auf den Rücksitz. Wir quetschten uns neben die Koffer in das Taxi, und noch ehe der Mützenträger seine ehrliche Dankbarkeit für die zehn Cent Trinkgeld, die Norah ihm zugesteckt hatte, zum Ausdruck bringen konnte, schlingerte das Taxi hinein in den Straßenverkehr.

»Bringen Sie uns bitte zum Beekman Place drei«, sagte Norah, »und glauben Sie ja nicht, ich wäre die Unschuld vom Land, die man erst mal rumkutschieren kann, um den Fahrpreis hochzutreiben.«

Es war immer noch hell draußen und sehr, sehr heiß. Ich weiß nicht, was ich mir von New York versprochen hatte, jedenfalls war ich enttäuscht. Es war kein bisschen anders als Chicago.

Auf der Park Avenue gab es einen Verkehrsstau, und

Norah war außer sich, als sie sah, dass der Gebührenzähler fünf Cents extra berechnete, obwohl der Wagen stillstand. Die Third Avenue stimmte sie trübsinnig, trotz der vielen irisch klingenden Namen; die Second Avenue noch trübsinniger.

»Und wohin, wenn ich fragen darf, bringen Sie uns, guter Mann?«, herrschte Norah den Fahrer an.

»Wohin Sie sagten, Beekman Place drei.«

»Du lieber Himmel, besser als in einem Dubliner Slum sieht es hier ja auch nicht aus«, jammerte sie. Als das Taxi schließlich zum Beekman Place kam, war sie doch ein wenig erleichtert. »Hübsches Hüttchen«, bemerkte sie gönnerhaft. Das Taxi hielt vor einem großen Haus, das sich in nichts von den Häusern am Lake Shore Drive, in der Sheridan Road oder der Astor Street in Chicago unterschied.

»Nicht halb so prächtig wie das Edgewater Beach«, stellte Norah naserrümpfend und mit einer dem Mittleren Westen geschuldeten Loyalität fest. »Raus mit dir, mein Schatz, und pass auf, dass du dir deine Frisur nicht versaust.«

Der Portier musterte uns, mehr als oberflächlich interessiert, und sagte frostig, wir hätten uns in den fünften Stock zu begeben.

»Komm mit, Paddy«, sagte Norah, »und dass du dich bei deiner Tante Mame benimmst. Sie ist eine sehr elegante Lady.«

Im Aufzug warf ich kurz einen letzten Blick auf das Foto meiner Tante, nur so, damit sich mir ihr Gesicht einprägte. Ob sie wohl eine Rose im Haar und ein Tuch aus spanischer Spitze trug? Die Aufzugtür öffnete sich, wir traten heraus, die Aufzugtür schloss sich, und wir waren allein.

»Heilige Muttergottes! Der Vorhof zur Hölle!«, rief Norah.

Wir standen in einem Vestibül, das pechschwarz gestrichen war. Das einzige Licht kam von den gelben Augen einer merkwürdigen heidnischen Gottheit mit zwei Köpfen und acht Armen, die auf einem Sockel aus Teakholz ruhte. Es machte nicht den Eindruck, als wohnte hier eine Dame, die spanische Spitze trug, ja, es machte nicht einmal den Eindruck, als wohnte hier überhaupt jemand.

Zwar war ich schon zehn Jahre alt, aber ich nahm Norahs Hand.

»Wie auf der Damentoilette im Orientalischen Theater, so tut das hier aussehen«, hauchte Norah.

Schwungvoll drückte sie auf den Klingelknopf. Die Tür öffnete sich, und Norah stieß einen leisen Schrei aus. »Gott, sei uns gnädig! Ein Chinese!«

Im Türrahmen stand grinsend, kaum größer als ich, ein sehr kleiner japanischer Hausdiener. »Sie wünschen?«, sagte er.

Mit schwacher, demutsvoller Stimme sagte Norah: »Ich bin Miss, das heißt, ich bin Norah Muldoon. Ich bringe den jungen Mister Dennis zu seiner Tante.«

Der kleine Japaner hüpfte wie eine mechanische Puppe rückwärts. »Muss Versehen sein. Will keine kleine Junge heute.«

»Aber«, erwiderte Norah mit mitleiderregender, weinerlicher Verzweiflung, »ich habe doch extra ein Telegramm geschickt, wir würden heute, am ersten Juli, um sechs Uhr ankommen.«

»Nicht wichtig«, sagte der kleine Japaner mit einem Achselzucken schönsten Ostküsten-Gleichmuts. »Junge hier, Haus hier, Madame hier. Madame hat gerade

Gesellschaft. Egal. Kommen Sie herein. Warten Sie. Ich holen sie.«

»Sollen wir wirklich?«, flüsterte ich Norah zu. Ich warf noch mal einen Blick auf die schwarzen Wände und den Götzen und drückte Norahs raue alte Hand. Sie zitterte schlimmer als meine.

»Kommen Sie herein. Warten Sie«, sagte der Japaner mit einem düsteren Lächeln. »Kommen Sie herein«, wiederholte er. Es hatte eine hypnotische Wirkung.

Mit bleischweren Schritten betraten wir das Foyer der Wohnung. Auf verwirrende Art war es sogar noch angsteinflößender als die schwarze Eingangshalle. Die Wände waren in einem kräftigen Orange gestrichen. Durch den gelben Pergamentschirm einer riesigen japanischen Laterne aus Bronze schimmerte ein widerliches Licht. Zu beiden Seiten des Foyers befanden sich Tor-durchgänge, verdeckt durch Wandschirme aus Papier, dahinter viele Leute, die viel Lärm machten.

Der Japaner deutete auf eine lange niedrige Bank, dem einzigen Möbelstück im Raum. »Hinsetzen«, zischte er. »Ich hole Madame. Hinsetzen.«

Hinter der Bank hing eine große Pergamentleinwand. Sie stellte einen Japaner dar, der sich mit einem Samuraischwert den Bauch aufschlitzte.

»Hinsetzen«, wiederholte der Hausdiener kichernd und verschwand hinter einem der Wandschirme.

»Barbarisch«, raunte Norah. Bedenklich knackten ihre Gelenke, als sie sich mit ihrer ganzen Leibesfülle auf der Bank niederließ. »Was hat sich bloß dein armer Vater dabei gedacht?« Das Getöse hinter dem Wandschirm schwoll an, Glas ging zu Bruch. Ich klammerte mich an Norah.

Unsere Kenntnisse über orientalische Ausschweifun-

gen beschränkten sich auf das, was wir im Kino gesehen hatten – grässliche Folterungen; unschuldige Jungfrauen, die betäubt und verkauft wurden, gezwungen zu einem Leben, das schlimmer war als Hungerleiden am Jangtse; blutige Kriege zwischen den chinesischen Geheimbünden – doch Hollywood hatte unmissverständlich klargemacht, was passiert, wenn der Osten auf den Westen trifft.

»Paddy«, schluchzte Norah plötzlich, »man hat uns in eine Opiumhöhle gelockt. Man wird uns töten oder uns noch Schlimmeres antun. Wir müssen hier raus.« Sie erhob sich, zog mich mit sich, sank jedoch gleich wieder mit einem verzagten Stöhnen auf die Bank nieder.

In das Foyer kam jetzt eine japanische Puppenfrau geschlendert. Sie trug einen sehr kurzen Pony mit senkrecht heruntergekämmten Fransen oberhalb der schräg stehenden Augenbrauen; ein langes Kleid aus bestickter goldener Seide lief hinten in einer Schärpe aus. Die Füße steckten in winzigen, juwelenbesetzten Pantöfchen, an den Armen klapperten Reifen aus Jade und Elfenbein. Sie hatte die längsten Fingernägel, die ich je gesehen hatte, jeder war in einem zarten Grün lackiert. Zwischen ihren hellroten Lippen hing träge eine schier endlose Zigarettenspitze aus Bambus. Irgendwie kam mir die Frau bekannt vor.

Norah und mich betrachtete sie mit amüsiertem Erstaunen. »Oh«, sagte sie, »der Mann vom privaten Vermittlungsdienst hat mir nicht gesagt, dass Sie auch noch ein Kind mitbringen. Egal. Er sieht ja wie ein ganz manierlicher Junge aus. Wenn er ungezogen ist, können wir ihn immer noch aus dem Fenster in den Fluss werfen.« Sie lachte, wir nicht. »Sie wissen, was von Ihnen erwartet wird, nehme ich an. Leichte Sklavenarbeit in



Patrick Dennis

Darling, ich bin deine Tante Mame!

Roman

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47774-6

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2012

Eine bezaubernde Reise in das quirlige New York der 30er Jahre

Der kleine Waisenjunge Patrick ist gerade einmal zehn Jahre alt, als er in die Obhut seiner Tante Mame kommt. Mame führt im New York der späten Zwanzigerjahre das schillernde Leben der Boheme – extravagant, aufregend und gar nicht kindgerecht. Dennoch schließt Patrick seine Tante sofort in sein Herz, und auch Mame ist von ihrem Neffen entzückt. Von herkömmlichen Erziehungsmethoden hält sie allerdings nichts – aber ist es nicht ohnehin aufregender, jeden Tag als himmlisches Abenteuer zu begreifen, statt Regeln, Stundenplänen und Konventionen zu folgen?